

Zeitschrift: Jahrbuch der Gesellschaft für Schweizerische Theaterkultur
Herausgeber: Gesellschaft für Schweizerische Theaterkultur
Band: 12 (1940)

Artikel: Das Volk spielt Theater
Autor: Schmid, August
Kapitel: 1: Jugenderinnerungen
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-986460>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS VOLK SPIELT THEATER

AUFZEICHNUNGEN
VON AUGUST SCHMID, DIESSENHOFEN.

1. JUGENDERINNERUNGEN.

Rückblickend halte ich es heute noch für einen glücklichen Umstand, dass ich das Licht der Welt in einem Städtchen draussen am grünen Rhein erblicken durfte, als fünfter von sechs Brüdern. Das war im Jahre 1877. Mein Vater, ein lebhafter, aufgeschlossener und vor allem grundgütiger Mann, war Tierarzt. Früh lernten wir, wenn wir ihn auf seiner Praxis begleiten durften, die Natur lieben und unsere Körper erkräftigten sich in den manchmal recht ausgedehnten Märschen. Wir sahen die Bauern bei ihren mannigfachen Arbeiten, wie sie das Jahr mit sich brachte: ihr Vieh, ihre Rosse, das Kleingetier und das Geflügel. All das, was der Grossstadtbum entbehren muss, nahm frühzeitig seinen Platz in unserer Vorstellungswelt ein. Herrlich lebhaft ging es jeweils bei Tische zu. Die grösseren Brüder durften alles berichten, von Schule und Gasse. Der Vater griff höchstens ein, wenn der Lärm überborden wollte, oder wenn von Seiten der Mutter ein formeller Antrag auf Abstellung erhoben wurde. Von Statur der schmächtigste, aber mit einem mächtigen Chruselkopfe ausgestattet, war ich von den gefahrvolleren Unternehmungen meiner Brüder meist ausgeschlossen, weil es bei ihrer steten Fluchtbereitschaft doch vor allem auf die Wendigkeit der Glieder und die Ausdauer der Lungen ankam. Das zwang mich, Einfluss und Geltung bei den Brüdern und den Altersgenossen schon sehr früh durch eine eindringliche Beredsamkeit zu erkämpfen.

Eine frühe Leidenschaft bedeuteten für mich die Bücher, bebilderte und, als ich lesen gelernt hatte, auch unbebilderte. Vaters Bibliothek war nichts weniger als vollständig. Sie barg indes für uns Buben Quellen fortgesetzter Anregung. Ich erinnere mich

noch lebhaft an Karl von Rotteck's Weltgeschichte mit den vielen Stahlstichen, die uns der Reihe nach durch alle Jahrhunderte der Geschichte führten und uns im Geschichtsunterricht der Schule frühzeitig einen bedeutenden Vorsprung sicherten. Weiterer Lesestoff wurde auch von den älteren Brüdern aus der öffentlichen Volksbibliothek hergeschleppt, sodass wir Buben neben der realen Welt der Pflichten und Freiheitsbeschränkungen stets zu einer guten Hälfte auch in jener anderen, interessanteren der Bücher lebten. Und alles wurde stets unter Vaters Teilnahme und Aufsicht offen verhandelt und verarbeitet.

Die Mutter dieser sechs Buben war die Seele der Familie. Ihr Leben war Sorge und Güte und ihre Kraft zog sie aus einer nicht sonderlich lauten, aber echten Religiosität. Sie erreichte, geistig und sogar bis kurz vor ihrem Tode auch körperlich, merkwürdig rüstig, das hohe Alter von 93 Jahren. Eine seltene Frau, die neben ihrer täglichen Bürde noch Zeit für ein gutes Buch und Interesse für die Pläne und Entwicklungsphasen ihrer Buben hatte. Ich sei der Verwöhnte unserer Mutter gewesen, behaupten die Brüder. Ich weiss es nicht; auch ich habe gelegentlich meine «Tätsche» bezogen. Da ich von Natur etwas «zärtlich» war, wie die Basen vom Lande jeweils sagten, ist es möglich, dass ich darum vor den robusteren Brüdern geschützt werden musste.

So wuchs ich in jene Zeit der achziger und neunziger Jahre hinein. In diesen kleinen Städtchen, die noch abseits eines Schienennstranges lagen, führte ein munteres Völklein von Handwerkern mit einer Oberschicht von wenigen alten Geschlechterfamilien und ein paar gebildeten Männern ein im Ganzen vergnüglich geschäftiges Leben. Man fand noch Zeit, gelegentlich ein Unternehmen zu wagen, das nicht unbedingt zum ehrsamen Handwerk gehörte. Zwischen den winterlichen dramatischen Darbietungen auf der Saalbühne oder später in der Turnhalle machte man sich auf den Bärtelistag (die Diessenhofer Fasnacht) an die Durchführung von grossen Umzügen und in schönen Vorsommern an grössere Freilichtspiele vor den Mauern der Stadt. Der Postwagen fuhr noch. Aber als eigentliches Verkehrsmittel mit der Welt hatte man die schmucken Dampfboote auf dem Rhein. Drüben, auf der langgestreckten Sonnenhalde ennet dem Rhein, auf badischem Gebiete, wurde von den Bürgern fleissig ein guter Wein gepflanzt. Und allemal, wo dies praktiziert wird, zirkuliert auch das Blut rascher und die Lustigkeit ist da zu Recht beheimatet. Die erwähn-

ten Umzüge der Diessenofer waren weitherum berühmt, weil ihre Darbietungen einen Sinn im Aufbau und überraschende Details in der Erfindung aufwiesen, im Gegensatz zu üblichen Fasnachts-lumpereien, die damals schon da und dort losgelassen wurden. Die Ausstattung der fremden Völker, die es darzustellen galt, wurde gründlich studiert und etwa ein heimgekehrter Ueberseer zu Rate gezogen, der bei Gelegenheit auch aus seinen mitgebrachten Schätzen an Gewändern und Waffen beisteuerte.

Vom Wintertheater aus den vierziger und fünfziger Jahren wissen wir nicht viel mehr, als dass unsere Grossväter mit genau demselben Eifer ihre Christoph Schmid - Stücke, die damals zügigen Kotzebue's und als Höchstleistung vielleicht einmal Nestroy's «Lumpazi Vagabundus» gespielt haben und genau so überzeugt waren, es «gut gegeben» zu haben, wie ihre Söhne und Enkel. Man spielte damals im «Hirschen» auf einer bedrückend niedrigen Bühne und bei bescheidenster Beleuchtung.

Nach Erstellung der neuen Turnhalle, 1882, kam neues Leben in diese bescheidenen Anfänge. Der neue dramatische Verein schritt zur Erstellung einer regelrechten Bühne. Dekorationsmaler Spleiss aus Schaffhausen malte vorerst ein grosses, solides Proszenium auf Holz mit Säulenordnung und mit verschiedenen Marmorarten und in dieses hinein einen Fundus der gebräuchlichsten Szenerien; alles recht anständig und sauber abliniert.

Die treibende Seele in diesen Dingen war damals ein gewandter, theaterbesessener Mann, Lehrer Johann Altenburger. Das ihn wohl beengende Amt vertauschte er mit der Rolle des Gastwirts in dem neben der Turnhalle gelegenen Restaurant «Casino», wie denn in der Folge das neubelebte Theaterwesen seinem Gastgewerbe zu statten kommen sollte. Meister Altenburger, selber ein gewandter Spieler in allen Chargen, war auch der Initiant der Freilichtaufführungen der achziger und neunziger Jahre. Der politische Bau des Vaterlandes war über stürmische Zeiten hinweg vollendet, sodass dem geistigen Ausbau Raum gegeben war. Einen grossen Platz nahm in der allgemein eingerissenen Populärisierung der Künste und Wissenschaften die heimatliche Historie ein. Fast alle vaterländischen Heldenataten unserer Vorfäder wurden mächtig besungen und häufig in figurenreiche, dramatische Gebilde eingefangen, für deren Darstellung die Saalbühnen nicht mehr genügten. So entstanden da und dort im Lande, manchmal

an ganz unerwarteten Orten, am greifbarsten in den Erfolgen im thurgauischen Dorfe Mettlen bei Weinfelden, ländliche Freiluftspiele. Diessenhofen, das alte Theaterstädtchen, durfte nicht zurückstehen.

Aus dem einfachen Gefühl heraus, dass es sich da nicht um eine gewohnte Kulissenbühne handeln könne, wurde ein einfaches Bühnengerüst vor die Turnhalle gestellt, mit Tannkrieswänden auf drei Seiten abgegrenzt und mit einem dunkelgrünen Vorhang und den nötigen Auf- und Abgangsrampen versehen. Die Texte dieser Schauspiele waren in den szenischen Forderungen nicht so anspruchsvoll, wie etwa Schillers «Tell». Wohl bedurfte das erste der aufgeführten Stücke, «Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs», einer Kapelle, die in Flammen aufzugehen hatte. Sie wurde mit Pappdeckeln und Lattengerüst erstellt und ganz einfach der Bühne seitlich angegliedert; sie loderte dann auch im gegebenen Moment zur höheren Begeisterung der Menge, hart verteidigt, in Rauch und Feuer auf. Wenige Jahre darauf folgte das zweite Freiluftspiel am nämlichen Orte, «Die Burgunderschlachten». Der Verfasser beider Spiele heisst Feierabend, einer der damals fruchtbarsten Fabrikanten dieser Gattung. — Für uns Buben bedeutete dies Alles eine besondere Welt und die Aufregung in diesen Tagen war jeweils gross. Allein der Geruch von frischgesägten Brettern ruft mir heute noch die Erinnerung an die Spannung jener Tage der Vorbereitungen zurück, wenn wir Buben vor dem Betzeitläuten noch ein paarmal über die «Bretter» jagen und kämpfen durften. Selbstverständlich wurden die schönsten Szenen, das heisst diejenigen, bei denen es einigermassen «krautig» zwing, von der Jugend bei den Proben aufgeschnappt und vor dem offiziellen «lever du rideau» in irgend einem Hofraum vorausgemimt. Mein älterer Bruder Otto, Inhaber einer sauberer Handschrift, war erkoren, die Rollentexte heraus zu schreiben und ich durfte ihm manchmal diktieren. Ich merkte mir wohl, dass die Stichworte in roter Tinte eingesetzt wurden und genau so gewissenhaft gelernt werden mussten, wie die Rolle selbst. So lernte ich frühzeitig «dramatische Partituren» lesen. Als dann 1891 bei Anlass einer Schüleraufführung am Jugendfeste in dem patriotischen Spiele auch mir eine Rolle zugeteilt wurde, nur irgend eine kleinere, der Anführer der Rotte der Schwyzer vielleicht, ernstete ich vom gestrengen Regisseur, unserem Sekundarlehrer, ein erstes Lob, mit dem er sonst höchst karg umging. Ich hatte irgend

so was vom «Kranz der Firnen, die auf uns herniederblicken» zu sprechen und unterstützte diese Konstatierung mit meinem dünnen Aermchen höchst schwungvoll durch eine Geste in der Luft. «Das ist nun eben gespielt», hiess es, «nicht bloss deklamiert, was im Büchli steht». Von da an flog mir bei den dramatischen Knabenspielen unbestritten die Leitung zu.

Der eigentliche Musentempel war indes die Turnhalle, das Wintertheater, das intensivere Genüsse verschaffte. Während mehr als einem Dezennium war eine treffliche Darstellerin, Fräulein Zimmermann, der Mittelpunkt der rührigen Truppe. Die Wahl der Stücke bewegte sich, gemessen am Tiefstand des damaligen Geschmackes, über dem Niveau des gewöhnlichen Dorftheaters. Heitere Volksstücke österreichischer Herkunft, von «Mein Leopold» bis zum «Lumpazi vagabundus», und zügige kleine Lustspiele wie «Steffen Langer», Aufführungen mit musikalischen Charakter, «Preciosa, die Zigeunerbraut», Musik von K. M. von Weber, wechselten ab. Von schweizerischen Stücken haften mir besonders in der Erinnerung Bornhausers «Gemma von Arth» und Sailers «Nonne von Wil». Eine Welt im engsten Rahmen!

Es ist wohl selbstverständlich, dass wir zwei jüngsten Brüder bald ein eigenes Theater im väterlichen Hause einrichteten. Der geräumige Holzbehälter wurde uns überlassen; von Seite der Mutter nicht ohne Kümmernis wegen der zu befürchtenden «Ornig», von Seite des Vaters mit milder Begönnerung. Ein Umbau in einem Teil der Wohnung spielte uns unerwartet die mit grossen Gebirgslandschaften bedruckten, abgeschätzten Fensterrouleaux in die Hände. Sie waren wie gemacht für unsere Bühne. Und wo eine Ausstattung, ist auch bald ein Stück! Ein Gönner verschaffte uns eine Bearbeitung von Schillers «Tell», zurechtgestutzt für die Jugend. Die weiblichen Rollen waren ausgemerzt. Das passte uns, weil wir eine Bubenfamilie ohne Schwestern waren. Verantwortlicher Initiant, Hauptdarsteller und Spielleiter war natürlich meine Wenigkeit. Das Kassawesen aber zog mein jüngerer Bruder, heute praktizierender Anwalt, an sich. Er fertigte die Eintrittskarten an unter Benützung eines Stempels aus Vaters Vorrat. Fatalerweise prangte dann bei ihrer Ausgabe in scharfer Aufschrift «Fleischschau Diessenhofen» auf den Kärtchen. Er hatte einen tierärztlichen Stempel erwischt. Bei unserm jugendlichen Publikum machte das weiter keinen Eindruck; nur die erwachsenen Besucher, die paar Gönner, schmunzelten ein wenig untereinander. Die

Aufführung hatte Erfolg. Die Truppe wurde mit süsem Most und mit Wurst bewirtet und abgelöhnt. Ein Umzug der Teilnehmer durchzog zum Schlusse die Stadt und beschloss damit den gloriosen Tag.

Es war nicht zu leugnen, dass ich frühzeitig eine grosse Fertigkeit im Zeichnen und Kolorieren erworben hatte. Aber sie blieb ohne jede Wgleitung. Der offizielle Zeichenunterricht in der Schule bewegte sich damals noch in der vorsichtigen, vom Lehrplan vorgeschriebenen Bahn. Da war es nicht zu verwundern, dass sich meine Phantasie vorwiegend auf Vorbilder aus den Büchern warf. Es entstand mit der Zeit eine gewaltige Sammlung von Gestalten aus der Geschichte, zu Fuss und zu Pferd, meist kriegerischen Charakters. Die Anlage dieser Gallerie wurde durch den Umstand begünstigt, dass mir aus Vaters Amtsbureau Hunderte von gebrauchten Stimmzetteln, alles auf der Rückseite saubere Zettelchen von gleichem Format, überlassen wurden. So kam es vor, dass sich die ehrbaren Namen von Bürgerkandidaten auf der Vorderseite mit den grausamsten Kerlen aus der Weltgeschichte auf der Rückseite zusammenkoppelt fanden. Ein hübsch einsetzender Handel wurde darum von väterlicher Seite rasch unterbunden.

Den ersten, ernsten Einschnitt in mein Leben bedeutete die Berufswahl. Es galt in der Familie für ausgemacht, dass mir der Besuch einer Schule zur Ausbildung meiner Fähigkeiten gewährt werden müsse. Vorsichtig setzte man als Endziel die Erwerbung des Zeichenlehrerpatentes voraus. So bezog ich im Frühjahr 1895 die Kunstgewerbeschule Zürich und wurde der Obhut des älteren Bruders Otto, der dazumal seine Studien an der Bauschule des Polytechnikums absolvierte, unterstellt. Diese Berufswahl bedeutete für mich den Scheideweg. Es wäre mir von väterlicher Seite freigestanden, das Gymnasium in Schaffhausen zu besuchen. Aber trotz des in unserer Familie traditionellen Schuleifers wählte ich die andere Bahn. Ich hatte eine tiefe Furcht vor der Unmenge von Wissen, von viel unnötigem Wissen, wie sich der junge Unverstand einreden liess, das dort aufgenommen und verarbeitet werden müsste. War die Entscheidung richtig? Ich weiss es nicht. Fest steht, dass mich am Gymnasium der vorzügliche Lehrer der deutschen Sprache, Professor Eduard Haug, ein ausgemachter Theatermann, in seine Fänge genommen hätte. Welch schwärzliche Perspektive, wenn ich unter seinem Einflusse — schweizerischer Dra-

matiker geworden wäre! — Jedes Kind hat seinen Schutzengel! Es ist nun bei einer Jugendschilderung üblich, nach dem Herkommen solch allfälliger Talente zu forschen. Von väterlicher Seite ist da nicht viel zu holen. Der Vater war der jüngere Sohn einer währschaften Bauernfamilie und für das Studium des tierärztlichen Berufes bestimmt. Seine Schulen absolvierte er in Zürich und München. Die Grenzbesetzung 1870/71 machte er als Veterinär bei seiner Batterie mit. Eine robuste Gesundheit und ein im Ganzen unbeschwertes Gemüt zeichnete ihn bis in sein hohes Alter aus. — Die mütterliche Sippe ist ganz anderer Art. Die Mutter war eine geborene Keller von Eschenz bei Stein am Rhein. Vor mir liegt ein altes, in Schweinsleder gebundenes Büchlein: «Ein Kellerisches Stamm- und Linienbuch», verfasst um 1810 von Isidor Keller, dem originellen Onkel meiner Mutter. Das Büchlein ist angefüllt mit einer Menge in den Text gesetzter kolorierter Federzeichnungen, Figuren aus der Reihe der Verwandten, Schilderungen von allerlei merkwürdigen Begebenheiten und Schwänken aus Dorf und Umgebung, dazwischen phantastische Abbildungen von Städten, die ein Wanderlustiger aus der Familie gestreift hatte. Dieser Isidor Keller war eine feine Natur. Er hatte einige humanistische Bildung genossen, malte und dichtete im zierlichen Stile seiner Zeit. Mehrere Jahre war er Erzieher bei einer in der inneren Schweiz wohnenden russischen Familie, zog sich dann aber, fürderhin ganz seinen Büchern und Färbchen lebend, in die idyllische Stille seines Heimatortes, nach Eschenz am Ausfluss des Untersees zurück. Sein strenger, sittlicher Ernst, seine verklärte Güte brachte dem stillen Manne die Verehrung der Umgebung ein. Sein Bruder «Pauli» war sein Gegenstück, von Beruf Uhrenmacher und nebenbei ein Musikus auf verschiedenen Instrumenten. In der Helvetischen Armee zog er als Pfeifer mit. Er war als Geiger gesucht auf Tanzbühnen und bei Hochzeitsfesten, zum Missbehagen des strengen Herrn Bruders. Beide waren Junggesellen und hausten, jeder in seinem Hausabteil, friedlich nebeneinander. Der dritte Bruder, Alois Keller, war unser Grossvater, dem ehrlichen Schneiderberuf angehörig und gewandter Gastwirt, Posthalter und Kontrollleur des fremden Volkes, das damals die grosse Konstanzerstrasse befuhrt oder abklopft. Nach der Ueberlieferung und den Mitteilungen unserer Mutter muss er ein köstlicher Erzähler und Erfinder von allerlei Spässen gewesen sein. Von allen drei Kellern brachte unsere liebe Mutter etwas mit, glücklich gemischt: von Isidor die

strengen Grundsätze, von Pauli die gütige Frohnatur, vom Vater Alois ihre Lust und grosse Begabung zum Schildern.

Den Grossvater und die beiden Onkel kannten wir Jünger nicht mehr. Aber jedesmal, wenn wir bei den Tanten zu Besuch waren, gab es zum Abschied ein paar der liebenswürdig gepinselten Bildchen mit den sinnigen Sprüchen aus Onkel Isidors Schatulle, und der Vorrat ging lange nicht aus. Aus seiner Bibliothek aber gespensterten noch lange zierlich in helles Rot gebundene Büchlein bei uns herum, Lieblingsklassiker jener Zeit, Tasso's «Das befreite Jerusalem»; ein «Don Quichotte»; ein paar Bändchen «Molière» und vor allem sechs Bändchen «Shakespeare», über die ich mich mit mehr Eifer als Verständnis hermachte.

So wuchsen wir heran, auf engem, aber lebendigem Raume. Und vielleicht ergaben diese Jugenderlebnisse die folgenreiche Unterlage zur späteren Entwicklung.

2. P R O B E S T Ü C K E.

«Karl der Kühne» in Diessendorf.

Dieses außergewöhnlich kühne Ereignis hatte sein Vorspiel: die Tellaufführung auf dem Lindenplatz vor den Mauern der Stadt. Es galt für den dramatischen Verein eine finanzielle Scharte auszuwetzen, die ihm eine verfehlte Affaire, die Aufführung des «Jürg Jenatsch» von Voss eingetragen hatte. Das konnte am Besten der «Tell». Mit prächtigem Schwunge setzte sich das Städtchen für diese Aufgabe ein. Die besten Spieler teilten sich in die Rollen; alle Stände machten mit. Aber bühnentechnisch war man damals noch nicht so heikel. Es war niemand da, der irgend einen Stilwillen formulieren und mit dieser Vergnügen verbinden konnte. Man transportierte einfach die Winterbühne aus der Turnhalle, so wie sie war, hinaus unter die breitausladenden Linden, mit den Hintergründen, den Kulissen, den Soffitten. Mit szenischen, der freien Natur angepassten Andeutungen hätte man damals noch nicht kommen dürfen. Das Rütli und die Mythen mussten her und der Widerschein des Mondes im See und alles andere, was im Tell vorgeschrrieben ist. Die Kulissen waren ja da. Immerhin, nach der fortlebenden Schilderung dieses Tellspiels müssen diese Stilfehler dem Gesamteindruck keinen wesentlichen Eintrag verursacht haben. Hier spielte das Schweizervolk s e i n D r a m a, mit heiliger Ueber-